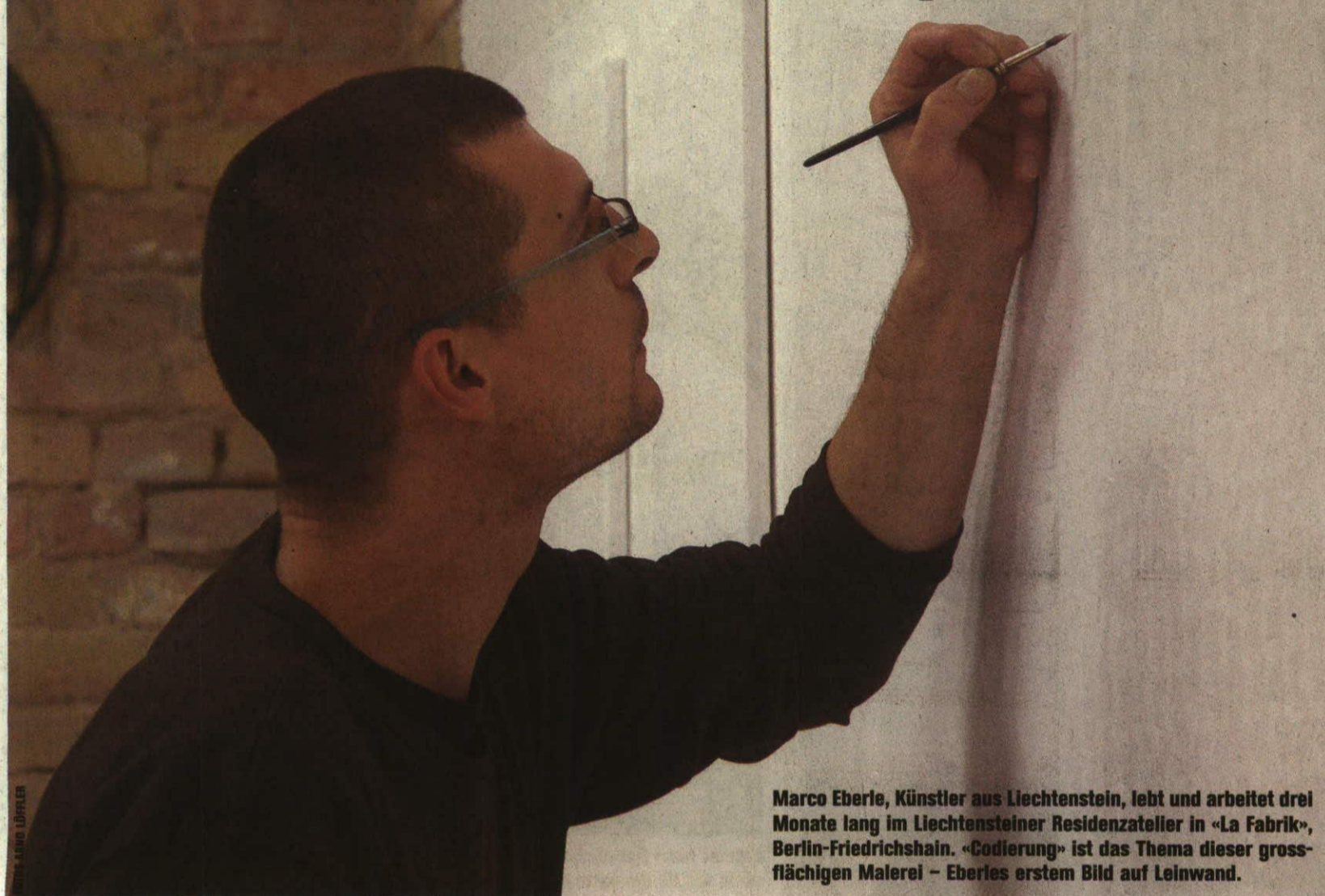


# «Das könnte noch spannend werden»



Marco Eberle, Künstler aus Liechtenstein, lebt und arbeitet drei Monate lang im Liechtensteiner Residenzatelier in «La Fabrik», Berlin-Friedrichshain. «Codierung» ist das Thema dieser grossflächigen Malerei – Eberles erstem Bild auf Leinwand.

**N**ach Stefan Sprenger, Brigitte Hasler und Werner Marxer ist Marco Eberle der vierte Liechtensteiner Künstler, der in den Genuss eines Arbeitsaufenthalts im vorigen September eröffneten Residenzatelier des Fürstentums Liechtenstein in Berlin kommt. Hier widmet sich der sonst dreidimensional arbeitende Künstler erstmals intensiv der Malerei.

• Arno Löffler, Berlin

Bis zum U-Bahnhof Samariterstrasse in Friedrichshain sind es von Berlins Mitte, vom Alexanderplatz mit dem Roten Rathaus, nur fünf Stationen mit der U5 Richtung Osten. Friedrichshain war einst Arbeiterdorado. Heute gilt es als chic, hier zu wohnen. Schaut man vom U-Bahnhof nach Westen, nach Mitte, zurück, laufen alle Linien im Fernsehturm am «Alex» zusammen, einst Wahrzeichen der Hauptstadt der DDR und heute der wiedervereinigten deutschen Hauptstadt

Berlin: eine eindrucksvolle Perspektive. Ausgerechnet hier, auf der als Paradesstrasse der DDR auserkorenen Frankfurter Allee, damals Stalinallee, begann am 17. Juni 1953 der Arbeiteraufstand, der im Westen bis zur Wiedervereinigung als Nationalfeiertag gefeiert wurde. Das Haus Nr. 53, unweit der U-Bahn, stammt nicht aus dem berühmten Fünfzigerjahre-Grossprojekt Stalinallee im Stil des Sozialistischen Klassizismus. Die typische Berliner Fabrik wurde schon 1902/03 erbaut, zur Zeit von Kaiser «Willem Zwo».

Man durchschreitet zwei dunkle, schlauchartige Gänge und überquert zwei Hinterhöfe, dann steht man vor der modernen, stählernen Aussentreppe des Gebäudes, in dessen drittem Stock das Residenzatelier des Fürstentums Liechtenstein, ein Projekt des Kulturbeirats der Fürstlichen Regierung, untergebracht ist. Auch sonst beherbergt «La Fabrik», bis auf die «Oxid EventBar» im Parterre, grösstenteils Ateliers: im vierten Stock z. B. das Residenzatelier der Städte Thun, St. Gallen und Winterthur mit insgesamt 205 000 Einwohnern.

Liechtenstein mit seinen 35 000 Einwohnern leistet sich für seine Künstler dieselbe Fläche: Auf 152 Quadratmeter gibt es einen Wohn- und Arbeitsraum mit Küchenzeile, zwei Nasszellen und ein geräumiges Schlafzimmer; alles grosszügig renoviert und mit allem ausgestattet, was modernes Wohnen angenehm macht. Man hat sich nicht lumpen lassen, schliesslich dient das Atelier nicht nur der Weiterbildung und Fortentwicklung der liechtensteinischen Künstler, sondern auch der Repräsentation des Fürstentums nach aussen.

#### Arbeiten bis nach Mitternacht

Marco Eberle, der Bildhauer, ist gerade am Malen. Gutgeleunt und aufgeräumt empfängt er seinen Besuch aus Liechtenstein, keineswegs den ersten. Trotz regem Interesse aus der

Heimat findet Eberle hier viel mehr Ruhe zum Arbeiten als in seinem Atelier in Rohrbach BE. Nach einem Monat Friedrichshain war der Künstler gestern zum ersten Mal im Ausgang; nicht im eigenen Kiez, sondern im Westteil der Stadt, in Kreuzberg am anderen Spreeufer, das zusammen mit dem Oststadteil Friedrichshain seit 2001 einen Bezirk bildet: erst preiswert, aber fein essen beim Inder, dazu Schwarzbier, anschliessend auf ein Gläschen Rotwein: bio, aber nachhaltig grauslig. Eberle strahlt trotz flauem Magen, er ist hochmotiviert, jeden Tag arbeitet er bis nach Mitternacht. Die Erkundung der Stadt, ihrer Galerien und Museen, hat er ans Ende seines dreimonatigen Berlin-aufenthalts verschoben. Immerhin war er heute schon mit dem Fahrrad in Treptow, das er

von einem einmonatigen Arbeitsaufenthalt 1999 im Rahmen des Kulturaustauschs Liechtenstein-Treptow kennt. Dieser intensive Kulturaustausch stand am Anfang der Idee eines Residenzateliers in Berlin. In Treptow, gleich an der Grenze zu Kreuzberg, wo heute noch ein DDR-Wachturm steht, gibt es sonntags einen riesigen Flohmarkt, auf dem überwiegend türkische Händler so ziemlich alles feilbieten, was es gibt. Dort suchte Eberle einen alten Plattenspieler mit noch funktionierender Mechanik für eines seiner Malereiprojekte, mit denen er sich in Friedrichshain beschäftigt. Eberle wurde auch fündig: «Nur die Drehscheibe, und der Arm ist noch dran, aber kein Gehäuse mehr, nichts. Dafür wollte er zwanzig Euro haben. Da habe ich gefunden: nein.»



Am Boden hat Marco Eberle Klatschbilder zum Trocknen ausgelegt.

#### DER KÜNSTLERISCHE WERDEGANG MARCO EBERLES

Der Liechtensteiner Künstler Marco Eberle wurde 1968 in Grabs geboren und lebt in Rohrbach BE.

#### Einzelausstellungen, Verkaufenthalte etc.

1994: Galerie Tangente, Eschen  
1995: Werkstipendium des Fürstentums Liechtenstein  
1995–2000: Assistent und Meisterschüler bei Prof. Franz Eggenschwiler  
1997: Galerie Tangente, Eschen  
1999: Verkaufenthal, Berlin-Treptow  
2002: Verkaufenthal, Pisa  
2003: Stiftungshaus Eggenschwiler, Eriswil (mit Ewald Trachsel)  
2004: Galerie Art Felchlin, Zürich (mit Max Hari)  
2005: Galerie von Wyl, Hergiswil  
2006: Forum d'art contemporain, Sierre  
2006: Kunstraum Engländerbau, Vaduz  
2006: Galeria Studio 44, Genua

2007: Residenzatelier Liechtensteins, Berlin-Friedrichshain

#### Gruppenausstellungen

1997: Kunst im Zentrum, Vaduz/Feldkirch  
1998: Jahresausstellung Oberaargau, Kunsthhaus Langenthal  
1999: Rathaus Treptow, Berlin  
2001: Jahresausstellung Oberaargau, Kunsthhaus Langenthal  
2002: Höhenausch und Fernsicht, Vaduz, Wanderausstellung  
2003: Jahresausstellung Oberaargau, Kunsthhaus Langenthal  
2004: Skulpturen-Park Schwyz, Schwyz  
2006: Triennale der Skulptur Ragartz, Bad Ragaz  
2006: Jahresausstellung Kanton Solothurn, Kunstmuseum Solothurn  
2007: Aeschlimann-Corti-Stipendium, Kunstmuseum Thun



«La Fabrik» in Berlin: Das innere Stiegenhaus wird nur selten von den Leuten benutzt. Die Stahlstiege ist viel praktischer. Über sie kommt man direkt vom Hof ins Atelier.

Händler ging runter auf zehn, Eberle bot sieben, nichts zu machen. «Ich habe ihm gesagt: Dann hütest du ihn halt noch ein paar Jahre.» Nächstes Wochenende wird Eberle nochmal stöbern gehen. Er hat eine gan-

ze Kiste mit zirka 150 runden Papierblättern, etwa im LP-Format, aus der Schweiz mitgebracht. Die Mitte ist mit einem roten Aufdruck markiert. «Keine Ahnung, was das war. Die habe ich noch von Franz

Eggenschwiler her, meinem verstorbenen Professor.» Mit einfachen Tintenklatscharbeiten fing es an; über das Experimentieren kam Eberle auf die Idee mit dem Plattenspieler. «Da hatte ich plötzlich das Ge-

fühl: Das könnte noch spannend werden.»

#### Ganz klare Ideen

«Als ich den Bescheid bekam, dass ich heraufkommen kann im Sommer, war ich zu-

nächst in einer Schaffenskrise. Ich hatte den Gedanken, nach Berlin zu gehen und die Zeit zu nutzen, um eher im Stillen meine Arbeit zu reflektieren, in Klausur zu gehen, sodass ich mit allem abschliessen kann und wieder voll motiviert zurückkomme. Die Arbeitszeit hier wollte ich einfach zum Experimentieren und Forschen nutzen. In den Wochen und Monaten danach hat es aber angefangen, in mir zu arbeiten. Ich wusste sehr schnell, dass ich Arbeiten auf Papier und Leinwand machen würde. Ich würde mich auf ein ganz neues Feld einlassen: Malerei im weitesten Sinn.» Eberle nahm alte Skizzen zur Hand; erste malerische Ideen kamen zum Vorschein, die er in seinem bildhauerisch ausgerichteten Atelier in der Heimat wahrscheinlich nie verwirklicht hätte. «Ich wollte mich auf die zweidimensionale Arbeit konzentrieren in Berlin und einfach mal sehen, was dabei rauskommt. Im Verlauf der Zeit haben sich immer mehr ganz klare Ideen herauskristallisiert.»

#### Kleine U-Bahn-Ausfahrten – Strenge und Lust

Bis jetzt hat sich Eberle kaum aus Friedrichshain fortbewegt. Auf der Suche nach Arbeitsmaterial hat er immerhin kurze Abstecher in den Wedding, nach Schöneberg oder Treptow unternommen – und kleine U-Bahn-Ausfahrten: «Irgendwo aussteigen, eine Stunde laufen, wieder einsteigen. Sonst ist Friedrichshain angesagt, es reicht mir ja auch. Ich fühle mich in dem Atelier sehr wohl. Mit meinen Versuchen bin ich sehr zufrieden.»

Eberles Arbeiten bedecken weite Teile der 152 Quadratmeter. In ihnen begegnen sich Composition und Zufall. Sie sind sehr unterschiedlich in den Arbeitsmethoden und vom Formalen: «Das eine ist der Strang, wo alles sehr streng und konkret ist, und der andere Teil sind die Klatschbilder, auf die ich ungeheuer Lust habe.» In den gefalteten oder aufeinander geriebenen Klatschbildern untersucht Eberle geduldig in einem langen Prozess die ästhetische Qualität von Farbcompositionen und des,Fließ-

verhalten von Farben, während er sich in Acryl auf Leinwand in formal strengen Arbeiten mit Codierung befasst. Die kleinen, mit schwarzen Kästchen gespickten Quadrate auf Telecom-Rechnungen oder die Barcodes auf Steuerrechnungen, in denen die betreffende Person komplett und exakt erfasst wird, einschliesslich ihres Zahlungsverhaltens, projiziert er an die Wand und überträgt sie peinlich genau in Malerei. «Ich greife ja immer wieder Sachen auf, die wir alle irgendwoher kennen, schon gesehen haben, schon in den Fingern gehabt haben, und transportiere sie in eine neue Ebene.» So entstehen entwerfend ehrliche, codierte Porträts und Selbstporträts. Auch das Zahlenwirrwarr im Adressfeld von Rechnungen, das die darunter liegenden sensiblen Daten verdeckt, setzt Eberle in verschnörkelte, grossflächige Bilder um, mal in Kaffee gemalt, mal in Acryl. Trotz der scheinbar kalten Strenge ist ihm auch hier das Lebendige wichtig, das in der malerischen Ungenauigkeit, im Additiven der Kaffee-Aquarelltechnik zum Ausdruck kommt.

#### Vom sowjetischen Ehrenmal zum Reichstag

Für Eberles gegenwärtige künstlerische Arbeit spielt Berlin als Ort keine grosse Rolle. Es könnte auch Rom oder eine andere Stadt sein. Aber nach der einmonatigen Erfahrung von 1999 geniesst er es doch, in die Stadt zurückzukehren. «Ich mag das Gefühl, wenn man schon einen Teil kennt und seine Erinnerungen hat. Es ist witzig, wie immer wieder ein Puzzlestück der Kenntnis von einer Stadt mehr dazukommt. Das habe ich furchtbar gern. Das liebe ich fast mehr, als eine neue Stadt zu entdecken.» Natürlich fasziniert ihn auch, wie sich Berlin in den letzten acht Jahren verändert hat. Wo er in der Baugrube am Lehrter Stadtbahnhof einst 18 Kräne zählte, erhebt sich heute der immense, gläserne Hauptbahnhof. Das sowjetische Ehrenmal in Treptow kennt Eberle noch von früher. Diesmal will er unbedingt die Reichstagskuppel besuchen, und natürlich die Galerien und Museen.



Für seine Klatschbilder kombiniert Marco Eberle Lackfarben aus den Siebzigerjahren mit Acrylfarben.

#### VON DER FABRIK ZU «LA FABRIK»

Das Gebäude, das heute «La Fabrik» beherbergt, wurde 1902/03 erbaut. Mit seiner roten Klinker-Fassade und seiner breiten Fensterfront ist es ein typischer Berliner Fabrikbau der Zeit. Die wachsenden Gewerbe- und Arbeiterwohngegenden um die Frankfurter Allee wurde mit der Bildung Gross-Berlins 1920 eingemeindet und im neugebildeten Bezirk Friedrichshain (seit 2001 Friedrichshain-Kreuzberg) vereinigt.

Bis in die Dreissigerjahre waren in dem Gebäude hauptsächlich Schlossereien angesiedelt. Von 1937 bis Anfang der Neunziger betrieb hier die Firma Orbon eine Glasschleiferei sowie eine Produktion von Bus- und Bootsmotoren. Die seit den Sechzigerjahren ansässige Modellschreinerei Tschiskowski baute Holzmodelle für den Sandguss. Nach 1989 brach das Geschäft weg, und der Betrieb wurde zu einer normalen Schreinerei. Zu DDR-Zeiten unterstand das Gebäude der Kommunalen Wohnungsverwaltung (KWV). Nach der Wende übernahmen Erben das Haus. Nach mehrmaligem Eigentümerwechsel stand es ab 1994 leer, da die Mieter die überhöhten Mieten nicht mehr zahlen konnten.

1996 entdeckte der Architekt und Künstler Rainer Düvell das Objekt und richtete sich in Absprache mit dem Eigentümer ein Atelier ein. Andere Künstler schlossen sich an, die Idee eines Hauses für Kunst, Kultur und Begegnung wurde geboren: «La Fabrik». 1998 wurde das Gebäude versteigert; nach weiteren Eigentümerwechseln erklärte sich der heutige Eigentümer, die Vitalis GmbH, bereit, das verfallene Gebäude zu sanieren und «La Fabrik» weiterhin die Nutzung der Räume zu überlassen. Die Sanierung fand 2002/03 statt. Am 1. September 2006 wurde das Residenzatelier des Fürstentums Liechtenstein im 3. Stock eröffnet. (al)

# Das virtuelle Mittelalter



**Die Online-Enzyklopädie Wikipedia ist wohl das eindrucksvollste lexikalische Kollektivprojekt, das jemals in Angriff genommen und vielleicht auch verwirklicht wurde. Es fordert sowohl Aufmerksamkeit als auch aktive Beiträge von allen ein, denen es um die Zukunft des Wissens geht.**

• Steve Fuller\*

Aufgrund der Geschwindigkeit, mit der es sich zum Fixpunkt im virtuellen Raum entwickelt hat, blieb die wahre Bedeutung von Wikipedia weitgehend unbemerkt. Seit ihrem sechsten Geburtstag im Jahr 2007 rangierte Wikipedia durchweg unter den Topsten der am öftesten besuchten Webseiten weltweit. Täglich wird die Enzyklopädie von 7 Prozent aller 1,2 Milliarden Internetnutzer aufgerufen, womit ihre Nutzungsrate schneller wächst als die des Internets insgesamt.

## 4,7 Millionen «Wikipedianer»

Wikipedia ist eine Enzyklopädie, zu der jeder Mensch mit einem Mindestmass an Zeit, Ausdrucksvermögen und Computerkenntnissen etwas beitragen kann. Jeder kann einen Eintrag ändern oder einen neuen hinzufügen und die Ergebnisse sind unmittelbar für alle sichtbar – und eventuell anfechtbar. Das Wort «Wiki» stammt aus dem Hawaiiischen und wurde im Jahr 2005 offiziell mit der Bedeutung «etwas rasch erledigen» – in diesem Fall Änderungen im

gesamten kollektiven Wissen – ins Englische übernommen. Ungefähr 4,7 Millionen «Wikipedianer» haben 5,3 Millionen Einträge verfasst, von denen ein Drittel in Englisch und der Rest in mehr als 250 anderen Sprachen aufscheint. Überdies gibt es einen relativ grossen harten Kern an Mitwirkenden: Innerhalb eines beliebigen 30-tägigen Zeitraums verfassen etwa 75 000 «Wikipedianer» zumindest fünf Beiträge.

Wie bei einem derartigen selbst organisiertem System durchaus zu erwarten, variiert die Qualität der Einträge, sie ist jedoch nicht durchgehend schlecht. Es stimmt zwar, dass Themen, die bei sexuell ausgehungerten männlichen Computereckeln beliebt sind, in verstörender Detailgenauigkeit ausgearbeitet sind, wohingegen manche weniger attraktive Themen kaum bearbeitet werden. Dennoch wird Wikipedia laut Cass Sunstein, Rechtsprofessor an der University of Chicago, heute in amerikanischen Gerichtsentscheidungen vier Mal öfter zitiert als die Encyclopedia Britannica. Im Zuge einer

von «Nature» durchgeführten Bewertung der zwei Enzyklopädien im Hinblick auf vergleichbare wissenschaftliche Artikel ergaben sich für Wikipedia im Schnitt vier Fehler und für die Encyclopedia Britannica drei. Diese Differenz ist seither wahrscheinlich noch geringer geworden.

## So weit waren wir schon

Wikipedia-Fans preisen die Enzyklopädie als Vorbote des «Web 2.0». Während «Web 1.0» die Speicherung und Übertragung enormer Mengen verschiedenster Information im virtuellen Raum ermöglichte, macht «Web 2.0» den gesamten Prozess interaktiv, wodurch die letzte Grenze zwischen dem Übermittler und dem Empfänger der Information wegfällt. So weit waren wir allerdings schon – eigentlich schon die längste Zeit in der Menschheitsgeschichte.

Die scharfe Trennlinie zwischen Produzenten und Konsumenten von Wissen gibt es erst seit etwa 300 Jahren, als sich die Buchdrucker angesichts unerlaubter Vervielfältigungen auf einem rasch wachsenden Büchermarkt königlichen Schutz für ihr Gewerbe sicherten. Das Vermächtnis ihres diesbezüglichen Erfolges, das Urheberrechtsgesetz, steht weiterhin Bemühungen entgegen, den virtuellen Raum zu einem

freien Marktplatz für Ideen zu machen. In früheren Zeiten gab es weniger Leser und weniger Autoren, aber zu beiden Gruppen gehörten dieselben Menschen, die relativ leicht Zugang zu dem Werk des jeweils anderen hatten.

Eine viel kleinere, langsamere und auch weniger einheitliche Variante einer Wikipedia-Community entstand mit dem Aufstieg der Universitäten im 12. und 13. Jahrhundert in Europa. Die grossen, reich verzierten frühmittelalterlichen Handschriften wurden von tragbaren «Handbüchern» abgelöst, die für den schwächeren Druck eines Federkiels ausgelegt waren. Dennoch bestanden die Seiten dieser Bücher immer noch aus Tierhäuten, die man leicht überschreiben konnte. Somit ergaben sich oft Schwierigkeiten bei der Zuordnung der Urheberschaft, weil ein Text aus einem kopierten Textteil bestehen konnte, in dem der Kopierende seine Kommentare eingefügt oder geändert haben konnte, bevor das Buch in andere Hände gelangte.

## Mittelalterliche Richtlinien

Wikipedia hat viele dieser technischen Probleme gelöst. Jede Änderung eines Beitrages generiert automatisch ein Protokoll dieses Schrittes, so dass sich der Eintrag wie etwas liest, das mittelalterliche Gelehrte als

«Palimpsest» bezeichneten – als Text der erfolgreich überschrieben wurde. Überdies bieten «Diskussionsseiten» breiten Raum für die Erörterung tatsächlicher und möglicher Änderungen. Obwohl die «Wikipedianer» ihre Texte nicht physisch herumreichen müssen – jeder besitzt ja eine virtuelle Ausgabe – bleiben die inhaltlichen Richtlinien für Wikipedia jedoch im Geiste zutiefst mittelalterlich.

Folgende drei Richtlinien bestehen: 1. Keine Theoriefindung, 2. ein neutraler Standpunkt und 3. Überprüfbarkeit. Diese inhaltlichen Richtlinien wenden sich an Menschen, die zwar über Referenzmaterial verfügen, aber nicht befugt sind, dieses zu bewerten. Eine solche erkenntnistheoretische Haltung wurde auch im Mittelalter vertreten, als man davon ausging, dass alle Menschen untereinander gleich, aber einem letztlich nicht erforschten Gott untergeordnet wären. Bestenfalls konnte man demgemäss auf eine wohl ausgewogene Dialektik hoffen. Im Mittelalter führte diese Praxis zu scholastischen Disputationen. Im virtuellen Raum bildet sie das Herzstück der Qualitätskontrolle von Wikipedia – und werden oftmals als sogenanntes «Trolling» verunglimpft.

Wikipedia verkörpert eine demokratische Mittelalterlich-

keit, die nur verifizierbare Quellen, aber kein behauptetes persönliches Wissen anerkennt. Um diesem Ideal zu entsprechen, könnte man die Teilnahme an Wikipedia für Studierende und Anwärter auf einen Magistertitel weltweit verpflichtend machen. Die von diesen Studierenden erwarteten Verhaltensnormen entsprechen genau den inhaltlichen Richtlinien von Wikipedia: Originalarbeiten werden nicht erwartet, sehr wohl aber das Wissen, wo das beste Recherchematerial zu finden ist und wie man es interpretiert. Eine derart verpflichtende Teilnahme für Studierende würde nicht nur Wikipedias bereits jetzt sehr eindrucksvolle kollektive Wissensbasis verbessern, sondern möglicherweise auch dazu beitragen, den elitären Ansprüchen der Wissenschaftler im globalen Wissenssystem Einhalt zu gebieten.

\*Steve Fuller ist Professor für Soziologie an der University of Warwick. Er ist Autor des Buches «The Knowledge Book: Key Concepts in Philosophy, Science and Culture».

(Copyright: Project Syndicate/ Institut für die Wissenschaften vom Menschen, 2007.)



# WIKIPEDIA

Die von «Nature» durchgeführte Bewertung im Hinblick auf vergleichbare wissenschaftliche Artikel hat für Wikipedia im Schnitt vier Fehler und für die Encyclopedia Britannica deren drei ergeben.

